

Der Kiknökna

Mitten in einem tiefen Wald unter hohen, uralten Bäumen stand ein Haus, wie man es noch nie gesehen hatte, nicht weil es so schön und verwunschen war, sondern weil sein Anblick einem das Fürchten lehrte. Es lag in einer Senke umwachsen von dichtem Gebüsch, so dicht, dass man, wenn man dem schmalen Zugang folgte, beinahe gegen seine Mauern stieß, ohne es vorher überhaupt wahrgenommen zu haben. Bleich erstreckte sich die Fassade hinter dem immergrünen Blätterwerk einer hohen Hecke. Über dem strohgedeckten Dach schlossen sich die Kronen mächtiger Bäume zu einer undurchdringlichen Wand und ließen nicht ahnen, dass ein lichter Tag über ihnen herging. Obwohl es hier unten niemals richtig hell wurde, ging doch von dem Haus ein kaltes Leuchten aus, wie der fahle Schimmer von Nebel, wenn der Mond auf ihm steht.

Hinter einem der Fenster war Licht. Auf und ab flackerte es, wie auch die zuckenden Schatten an der Wand gegenüber dem Fenster. Von Gelb zu Rot und wieder zurück, ständig wechselte es die Farbe, bis es beinah erlosch und nur noch ein schwacher Widerschein auf den Scheiben lag, wie das Leuchten verglimmender Glut.

Wenn man dann an das Fenster trat, sah man unter einem Rauchfang einen dampfenden Kessel über den Resten eines offenen Feuers, daneben, auf einem Sofa, einen Mann mit einem struppigen Bart und einem kahlen Schädel. Er nagte an einem Knochen und trank zwischendurch aus einem Becher. Ständig murmelte er dabei vor sich hin, aber was er sagte, war nicht zu verstehen. Hätte man sein Gesicht besser sehen können, dann wüsste man nicht, ob es das eines Menschen sei, so entstellt war es.

Noch etwas fiel auf. Je mehr man sich dem Haus näherte - vorausgesetzt, man hatte überhaupt den versteckten Zugang gefunden - desto stiller wurde es, als fürchteten sich die Tiere vor diesem Ort, und unmittelbar vor der Fassade, schien die Zeit aufgehört haben zu existieren: Nichts bewegte sich mehr, kein Hauch ging überher, kein Laut war zu vernehmen. Wollte man schließlich die Klinke fassen, wenn es einem denn gelänge, bis dahin vorzudringen, um einen Blick ins Innere des seltsamen Hauses zu werfen, wurde einem mit Schrecken bewusst, aus welchem Stoff es geschaffen war: Ein Knochen war es, den man drücken musste, um die Tür zu öffnen, Knochen bildeten den Türrahmen, Knochen die Sprossen der Fenster, ja sogar die Wände waren aus Knochen -

aus dem Pulver, zu dem man sie zermahlen hatte. Es waren Menschenknochen, klein und zierlich, wie die von Kindern.

Im Gebüsch vor dem Haus regte sich etwas - ein Ast brach. Der Mann hinterm Fenster spitzte die Ohren. Obwohl er alt war, entging ihm kein Geräusch, denn die waren ja eher selten vor der Hütte. Misstrauisch schlurfte er zum Fenster und äugte hinaus. Alles blieb ruhig – er nahm wieder Platz.

Gwendrin hielt den Atem an. Er konnte die Gestalt am Fenster nicht sehen, zu dicht war noch das Gestrüpp. Aber er spürte die Gefahr, die von der zunehmenden Stille um ihn herum ausging, die jedes Geräusch vervielfachte – unüberhörbar machte.

Schon seit Tagen war er unterwegs – auf eigene Faust -, um seine kleine Schwester zu suchen, die verschwand, als sie mit ihren Eltern einen Spaziergang am Rande des Waldes machte, der unmittelbar hinter dem Dorf, in dem sie wohnten, sich schier endlos erstreckte. Für eine kurze Weile hatten sie sie aus den Augen verloren, als die Kleine hinter der scharfen Biegung eines Weges zurückblieb. Als sie nachschauten, war sie verschwunden. Sie war nicht die einzige, alle paar Monate wurde ein Kind vermisst - nie wurde eins gefunden, geschweige denn kehrte es zurück.

Einige waren der Meinung, wilde Tiere hätten sie geschlagen und in den Wald gezerrt. Andere glaubten an Trolle, die sich von dem zarten Fleisch der Kinder ernährten, wiederum andere suchten nach einem Kinderschänder, der sich irgendwo in der Weite der endlosen Baumwelt versteckte, den man aber nicht finden konnte. Im Grunde konnte sich keiner einen Reim auf diese schrecklichen Vorgänge machen.

Der Wald war allen unheimlich. Keiner wusste genau, wie groß er eigentlich war - niemand hatte ihn bisher durchmessen. Wer oder was genau dort hauste, beruhte auf wilden Spekulationen. Ja - Wölfe, Bären und Wildkatzen, die kannte man. In den kalten Wintermonaten lauerten sie am Waldrand, um Beute zu machen, drangen des Nachts sogar bis ins Dorf vor. Das Geheul der Wölfe, das über den schneeverwehten Feldern wie ein Klagelied lag, war eine ständige Warnung. Sie konnten es aber nicht sein, denn in den Nächten trieb sich kein Kind im Dorf herum. Ohnmächtig sah man zu, wie trotz aller Vorsichtsmaßnahmen immer wieder eines verschwand. Die Angst ging um, man wusste sich keinen Rat.

Gwendrin wollte seine Schwester nicht verloren geben. Da gab es nämlich noch eine Geschichte, die seine Großmutter ab und zu erwähnte, die Geschichte vom KiKnöKna, dem Kinderknöchelchenknacker, der zur Zeit ihrer Kindheit sein Unwesen trieb. Es hieß, dass er den Kindern, die er in den Wald lockte, die Knochen brach, sie in einem Kessel über offenem Feuer kochte und verzehrte. Niemand konnte das beweisen, aber Jäger hatten ab und an im Dickicht des Unterholzes eine verwilderte Gestalt gesichtet, die so plötzlich, wie sie auftauchte, auch wieder verschwunden war. Da zu dieser Zeit auch hin und wieder Kinder einfach spurlos verschwanden, glaubte damals bald jedermann daran. Gefunden hatte man freilich dieses spukhafte Monster nie.

Das war nun lange her und weil irgendwann auch keine Kinder mehr verschwanden, vergaß man die ganze Angelegenheit. Nur die Großmutter hielt daran fest und glaubte wie ihr Enkel, dass das Verschwinden der Kleinen auf das Konto des Kinderknöchelchenknackers ginge.

Gwendrin war 15 Jahre alt, kräftig gebaut, ein mutiger Junge, dem so leicht keine Angst einzujagen war. Er kannte sich aus in den Wäldern, war des Öfteren tief in sie eingedrungen, wenn er seinen Vater auf der Jagd begleitete, hatte sogar in ihnen genächtigt.

So machte er sich auf - einen Rucksack mit dem Nötigsten auf dem Rücken, das Jagdmesser seines Vaters am Gürtel -, um seine Schwester zu suchen. Heimlich schlich er davon, denn das Einverständnis seiner Eltern hätte er niemals bekommen, zumal sie der Geschichte vom KiKnöKna keinen Glauben schenkten. Etwas in ihm sagte, dass sie noch am Leben sei, und das gab ihm Kraft.

Zwei Tage verstrichen, ohne dass etwas Besonderes passierte. Dann – am Mittag des nächsten Tages, als er sich gerade auf einer Lichtung niedergelassen hatte um zu rasten, trat plötzlich ein Bär aus dem Unterholz. Wohl an die drei Meter maß er, als er sich dort hoch aufrichtete und drohend auf das Menschlein hinabblickte, während ihm der Sabber aus der geöffneten Schnauze tropfte. Schreckensstarr hockte Gwendrin vor seinem Rucksack, unfähig zu reagieren. Das Tier ließ sich auf alle Viere nieder, trottete langsam mit hin und her pendelndem Kopf näher und näher. Der Drang zu fliehen wurde übermächtig, aber Gwendrin wusste, dass er dann keine Chance mehr hatte.

Der Bär war nun so dicht, dass ein Tatzenhieb Gwendrin erledigen konnte. Da sprang er auf, riss die Arme über den Kopf, ballte die Fäuste und brüllte um sein Leben, so laut, dass die Vögel erschrocken ihren Ge-

sang einstellten. Zwischen den Höhen einer Knabenstimme und dem Bass eines Mannes wechselte der Schrei hin und her, überschlug sich und setzte von neuem an. Das Tier verharrte, neigte verwundert sein mächtiges Haupt, äugte einen Moment um sich, als wenn es nicht glauben wollte, dass dieser gewaltige Jodler aus der Kehle seines Gegenübers dringen konnte. Dann wandte es sich um und ergriff die Flucht.

Zwei weitere Tage striff Gwendrin ziellos durchs Unterholz, die Vorräte waren aufgebraucht, seine Zuversicht begann zu schwinden. Er hatte die Orientierung verloren. Weglos streckte sich der Wald vor ihm und bildete in einiger Entfernung eine undurchdringliche Mauer. Mächtige Farne wucherten am Boden. Die Bäume standen so dicht, dass ein seltsames Dämmerlicht vorherrschte. Armdicke Lianen hingen von ihnen herab, mit Moos bewachsene Felsen türmten sich zu gewaltigen Haufen.

Erschöpft lehnte sich Gwendrin an einen der Felsen, als ihn plötzlich ein scharfer Geruch traf. Im selben Moment tippte ihn jemand auf die Schulter. Er schoss herum und stand einem Waldschrat gegenüber: dicke Augenwülste, verfilzte Haare, ein vom Bart zugewachsenes Gesicht, einen Umhang aus Bärenfell über den Schultern, zwei dunkle Augen, die ihn fixierten. Gwendrins rechte Hand fuhr zum Messer, zog es blitzschnell aus der Scheide, dann ging alles furchtbar schnell: Ein Schlag und das Messer flog davon, Gwendrin landete bäuchlings auf dem Boden, ein Arm hinter den Rücken gedreht, gehalten von den Pranken des Waldschrats.

„Ich bin nicht der, den du suchst. Hör auf, dich zu wehren. Deine Schwester lebt, vertrau mir. Aber ohne Hilfe wirst du es nicht schaffen.“ Er drehte den Jungen herum, der ihn mit funkelnden Augen ansah und ließ ihn los.

„Wer bist du?“, entfuhr es Gwendrin.

„Das tut nichts zur Sache. Ich lebe im Wald, kenne ihn und seine Geheimnisse, kenne das Gute und das Böse, das in ihm wohnt, die Gefahren, die er birgt. Der Wald hat seine eigenen Gesetze, und je tiefer er ist, desto geheimnisvoller erscheint er euch.“ Er schnalzte mit der Zunge, und aus dem Gebüsch trat ein riesiger, weißer Wolf.

„Hab keine Angst. Er bringt uns zu dem, den du suchst. Steig auf. Los, mach schon.“

Gwendrin blieb nichts anders übrig, als diesem seltsamen Geschöpf zu vertrauen. Er schnappte sich sein Messer und tat wie ihm geheißen.

Hinter ihn hockte sich der Schrat, der viel kleiner war, als er zunächst gewirkt hatte.

Mit einem gewaltigen Sprung begann das Tier seine wilde Fahrt, flog über den Waldboden zwischen den Bäumen hin, auf Pfaden, die nur der Wolf kannte – immer tiefer, immer weiter - durch Welten, die nie ein Menschaugen gesehen, bis sie den Rand der Senke erreichten, in der das gruselige Haus des Kinderknöchelchenknackers stand.

Von hier ab musste sich der Junge alleine vorwagen. Der Schrat konnte ihm nicht folgen, sein Geruch würde ihn sofort verraten. Er zeigte Gwendrin den schmalen, von Zweigen verdeckten Zugang im Gebüsch. Yago, der Wolf, würde rechtzeitig zur Stelle sein, wenn es ihnen gelänge, aus dem Haus auszubrechen.

„Setz es in Brand“, sagte er noch, dann verschwand er im Dickicht.

Behutsam tastete sich Gwendrin vorwärts - Schritt für Schritt, so lautlos wie möglich. Dann trat er auf einen trockenen Ast. Wie ein Pistolenschuss hallte es durch die Stille. Starr vor Schreck verharrte Gwendrin, wagte kaum zu atmen. Jemand öffnete ein Fenster.

Die Sekunden dehnten sich. Gwendrin erschien sie wie eine Unendlichkeit, in der er meinte zu ersticken, weil er den Atem anhielt. Dann endlich hörte er, wie das Fenster geschlossen wurde. Nach einer Weile schlich er weiter, tastete den Boden ab, bevor er den Fuß aufsetzte. Schließlich erreichte er den Rand des Gebüschs, ihm gegenüber - nur knapp zwei Meter entfernt - die Haustür, links davon das Fenster, aus dem es rötlich schimmerte. Gwendrin bückte sich, wollte schnell die kurze Distanz zur Tür überwinden, tat den ersten Schritt. Da war es plötzlich, als würde die Luft zu Glas, so wie Wasser zu Eis wird. Er war gefangen in der gläsernen Zeit, konnte sich nicht mehr bewegen.

Der KiKnöKna hatte wohl bemerkt, dass da jemand ins Netz gegangen war. So schnell ihn seine knöchernen Beine tragen konnten, eilte er mit einer Fackel zur Tür und nahm mit Freude wahr, welch fetter Braten ihm da frei Haus geliefert worden war.

Das Feuer löste die Spannung in der Luft, Gwendrin plumpste zu Boden. In Windeseile umwickelte ihn der Glatzkopf mit einem Seil - wie eine Spinne hockte er dabei über ihm. Dann schleppte er ihn ins Haus, die Stiege hinauf und in das Zimmer, in dem er auch seine Schwester gefangen hielt. Nachdem er die Tür verriegelt hatte, humpelte er wieder hinab, um weiter an seinen Knochen zu nagen, die er sich einen nach

dem anderen aus dem Kessel über dem Feuer angelte, abnagte und dann achtlos von sich warf.

Das Fenster war mit Brettern vernagelt, im Raum lagen zwei Matratzen, in einer Ecke stand ein Krug mit Wasser. Smeralda löste die Knoten an den Fesseln ihres Bruders, sie selber konnte sich frei bewegen. Dann fielen sie sich in die Arme und weinten bitterlich. Morgen würde sie sterben müssen, die Knochen wird er ihr brechen. Die sieben Tage waren um, die er ihr gewährt hatte, um sie zu mästen. Sie mussten diese Nacht fliehen - nur wie, wenn schon dieser Raum verschlossen war?

Gwendrin tastete nach seinem Gürtel. Das Messer war noch da. Es steckte unter seiner Jacke. Ihm wurde ganz heiß. Der Knochenknacker hatte vergessen, ihn zu filzen. Er war sich wohl sicher, dass aus diesem Haus niemand würde entkommen können.

Aus dem Erdgeschoss hörte man Schnarchen, der Teufel schlief. Gwendrin machte sich ans Werk, bearbeitete das Holz um das Türschloss herum, bis es zu wackeln begann und schließlich nur noch lose in den Angeln hing. Die Tür sprang auf, viel Zeit war vergangen. Das Schnarchen war einem Säuseln gewichen, dann war es still, so dass man meinte, das Ungeheuer sei gestorben. Wenig später aber hörte man ein tiefes, saugendes Geräusch, als wenn alle Luft auf einen Schlag in seinen Körper führe. KiKnöKna begann wieder zu atmen.

Vorsichtig tasteten die beiden sich im Rhythmus der Schnarchgeräusche die Treppe hinunter und gelangten so unbeschadet an die Haustür. Sie war verschlossen. Das war auch besser so, denn hinter der Tür erwartete sie die gläserne Zeit.

Jetzt mussten sie durch den Raum, in dem der KiKnöKna vor sich hin schnarchte. Die Tür stand offen, die Glut des erloschenen Feuers warf ein gespenstisches Licht über ihn und die wenigen Habseligkeiten. Halb saß er, halb lag er dort mit offenem Mund in der Sofaecke. Aus Ober- und Unterkiefer ragten je zwei mächtige Schneidezähne hervor, wie bei einem Nagetier. Der erstaunlich kleine Schädel saß auf einem kurzen Hals über breiten Schultern, die Nase war platt wie bei einem Boxer, ein Auge fehlte, vernarbte Hautlappen bedeckten die Höhle. Auf dem Bärenfell vor dem Sofa lagen dutzendweise abgenagte Knochen. Es stank erbärmlich. Tatsächlich, der Kiknökna war kein Mensch, er war ein Tier, ein Nagetier, eine mutierte Ratte, der man die Seele des Teufels eingepflanzt hatte, sofern dieser überhaupt eine besaß.

Smeralda schlug die Hände vors Gesicht. Sie sah ihn so zum ersten Mal - ohne Maske.

„Folge mir“, flüsterte Gwendrin, „und fass mich dabei an. Wir müssen zum Fenster, vertrau mir!“

Auf halber Strecke passierte das Unglück. In den Holzbohlen am Boden war ein Loch, das man in dem Dämmerlicht nicht erkennen konnte. Da hinein geriet Gwendrin mit einem Fuß und schlug unter gewaltigem Gepolter lang hin. Der KiKnöKna fuhr aus dem Schlaf, schoss in die Höhe und glotzte mit seinem verbliebenen, weit aufgerissenen Auge ungläubig Smeralda an, die mitten im Raum stand. Er begriff nicht und Smeralda verharrte starr vor Angst und Schrecken. Eine Weile standen sie sich so gegenüber, dann begann er zu brüllen und stürzte sich auf das Mädchen - den am Boden liegenden Jungen übersah er. Er packte sie rücklings an den Armen, stieß ihr mit erstaunlicher Behändigkeit ein Knie in die Seite, so dass sie aufschrie, sich zusammenkrümmte und nach Luft schnappte. Dann wollte er ihr die Knochen brechen. Seine mächtigen Pranken hatten einen ihrer Unterschenkel gepackt, er setzte an, da traf ihn ein Schlag am Kopf.

Es war der Feuerhaken, der mit der Spitze in seinen Schädel fuhr. Gwendrin hatte ihn sich im letzten Moment greifen können. Der Schwerverletzte brüllte auf, griff sich an den blutüberströmten Schädel, wankte und stürzte kopfüber in die Glut. Funken sprühten auf, fielen auf das Bärenfell, welches sofort Feuer fing.

Schweratmend hockte Gwendrin auf dem Boden, sein Fuß schmerzte fürchterlich. Smeralda stand zitternd vor Angst wenige Schritte vor ihm, bekam kaum Luft. Im Nu breitete sich das Feuer aus, setzte das Sofa in Brand und leckte an der Holzvertäfelung der Innenwände empor.

„Wir müssen hier raus“, schrie Gwendrin. „Smeralda – komm!“

Sie rührte sich nicht. Der Schrecken hatte sie gelähmt. Mit einem Satz war ihr Bruder bei ihr, packte sie und trug sie so schnell er konnte durch den beißenden Qualm zum Fenster, hieb mit der Faust unter den Riegel, aber er wollte sich nicht lösen. Verzweifelt hämmerte er immer wieder auf ihn ein, doch es passierte nichts. Seine Hand blutete, die Vorhänge standen in Flammen, die Hitze war erbarmungslos. Smeralda schrie vor Schmerzen, ihm selber wurde schwarz vor Augen. Aus den Augenwinkeln erblickte er einen Stuhl nahe am Fenster. Mit letzter Kraft griff er danach und hämmerte ihn gegen einen der Fensterflügel. Glas

splitterte, die Sprossen brachen, und das Feuer fuhr fauchend hinaus in die gläserne Zeit, die damit erlosch.

In dem Moment, als Gwendrin mit seiner Schwester in den Armen, umlodert von Flammen, vom Fenstersims absprang, sah man, wie ein Schatten über das Gebüsch glitt. Noch im Sprung erwischte der weiße Wolf die beiden und trug sie mit sich in den Wald hinaus und weiter bis an jenen Saum, an dem ihr Dorf lag. Hinter ihnen loderte ein gewaltiges Feuer, aus dem mit einem hohlen Seufzer der Geist des Kinderknöchelchenknackers als dünne Rauchfahne entwich und zur Hölle fuhr.

Seitdem verschwand nie mehr ein Kind aus dem Dorf.“